

Keineswegs Vollständigkeit, kein Marsch durch die Geschichte der ‚Grand Nation‘, keinen Parforceritt durch die unerschöpfliche Literatur Frankreichs erwartet Sie heute - und auch nicht das, was man bei uns so trocken ‚Landeskunde‘ nennt. Aber von allem doch ein wenig, wenn ich mich nicht etwa als Connaisseur unseres Nachbarlandes, sondern als unsterblich Verliebter erweise. Die Liebe ist allerdings, wie man an mir sieht, in die Jahre gekommen. Ein treuer Mensch übersieht die Falten seiner Geliebten, wenn er an die Jahre zurückdenkt, die vom Charme der ersten Begegnung erzählen.

Mit 18 kannte ich das Wiener Schnitzel, Rindsrouladen mit Spätzle oder Knödel in allen Variationen als das Nonplusultra meiner Leibspeisen. Meine Mutter, selbst Schwäbin, pflegte die böhmische Küche meinem Vater zuliebe, der dort seine Wurzeln hatte. Alles in allem aber wurde immer herzhaft und in reichlichen Portionen gegessen. Mitte der 70er Jahre traute ich mich das erste Mal mit meinem alten VW-Käfer über die Grenze nach Frankreich. Es war nur das Elsass. Nach einer langen Wanderung in den Vogesen verirrte ich mich in ein Restaurant, das man früher als gehoben bezeichnet hätte. Der Hunger ließ mich meinen allzu schmalen Geldbeutel vergessen und verleitete mich, ein Menü zu bestellen. Gänseleber mit einem extra servierten Glas Süßwein - was für ein kulinarisches Erweckungserlebnis! Zuvor noch ein Amuse-Gueule. Ich war schon versucht, meine Französischkenntnisse in Frage zu stellen, das stand ja nicht auf der Karte. Der Gruß aus der Küche brachte aber schon vor der Gänseleber meinen Gaumen zum Explodieren. Mit dem Hauptgang Entenbrust, die ich noch heute in Erinnerung habe, ging es weiter, da die Honigsüße der Zubereitung mein bisheriges kulinarisch-begrenztes Verständnis endgültig über Bord warf. Stolz antworte ich auf die Frage Käse oder Dessert „tout les deux“. Ich kannte Gouda und Emmentaler, doch was da auf einem zweistöckigen Käsewagen auf mich zu kam, war die nächste Sensation. Jede Region Frankreichs verstand auf die eine oder andere kreative Art, Milch in eine Köstlichkeit zu verwandeln. In meiner Unkenntnis des Weines, in Bayern trank man Bier, ließ ich meine Menüfolge, vom Sommelier empfohlen, mit köstlichen weißen und roten Tropfen begleiten. Meine Liebe zu Frankreichs Weinen war geboren. Dass man ganz selbstverständlich zum Essen eine Karaffe mit Wasser bekam, war „extra“ wie der Franzose sagen würde. Damals war es im bayerischen Schwaben noch üblich, dass man zum Essen Bier, oder Spezi und

Bluna trank. Von Wasser keine Spur. Fortan sollte bei uns zu Hause immer eine Kiste Wasser stehen, auch wenn es am Anfang nicht so einfach war, ein Stilles zu bekommen. Bei uns Deutschen musste damals scheinbar alles blubbern. Dieser Abend im Elsass sollte meine Essgewohnheiten nachhaltig verändern. Kein Vergleich des guten alten Dr. Oetker-Grundkochbuchs mit der hohen Kunst des französischen Pendant: der Larousse. Beide Kochbücher haben die Zeit überdauert, aber noch heute lassen sich die großen Unterschiede der beiden Küchen erkennen.

Heute haben wir in Deutschland ziemlich aufgeholt. Wir wissen, wie geradezu filigran ein Crêpe gegenüber einem deutschen Pfannkuchen ist. Wir verzichten sogar auf die Fleischbeilage, wenn wir eine leckere Quiche Lorraine oder einen Flammkuchen serviert bekommen. Nun habe ich lange überlegt, wie ich Ihnen heute den Esprit der französischen Küche kulinarisch auch an einem Beispiel erklären kann. Einen Moment dachte ich daran, Jan Bimboes vom Adler in Rammingen mit seinem Käsewagen einzuladen. Wirt und Käsewagen sind um diese Zeit aber nicht abkömmlich und hätten sicher auch das Budget der Veranstaltung überschritten. Dann kam mir die Idee mit den Löffelbiskuits. Da bin ich nämlich ein ausgesprochener Kenner der Materie. Sie nehmen sich jetzt bitte jeweils ein deutsches und ein französisches Exemplar. Merken Sie etwas? Praktisch der gleiche Teig, gebacken und mit Zucker bestreut. Beim deutschen Biskuit brauchen Sie sofort einen Schluck Kaffee, noch besser, Sie tunken diesen gleich ein, damit Sie sich Ihren Gaumen nicht verletzen. Und dann das französische Exemplar, nicht ganz so uniformiert in der Packung. Eine Wohltat, wenn man es sich auf der Zunge zergehen lässt. Ein simples Beispiel, für mich aber fast schon ein Symbol, für den Unterschied der Küchen beider Länder. Im Badischen wusste man schon lange von diesem Esprit, aber auch von der Natürlichkeit, gepaart mit der Finesse der französischen Küche. Auf der Alb und im Schwabenland sollte es noch lange dauern, bis eine Ahnung französischer Gastronomie angekommen war.

Ja, Sie haben schon recht, wenn sie einwenden, dass Fastfood auch in Frankreich Einzug gehalten hat. Die Gleichschaltung durch die Globalisierung hat nicht gerade das Niveau unseres Essens in die Höhe getrieben. Aber in Frankreich hat immerhin ein Bauer eine noch nicht in Betrieb gegangene McDonalds-Filiale abgepackelt. Und noch immer können Sie in unserem Nachbarland über Land fahren und in den Dörfern Märkte entdecken, die jedem Wochenmarkt in unseren kleinen Städten die Schamesröte ins Gesicht treiben. Rund 90.000 Bauern betreiben ihre Landwirtschaft noch immer oder

schon wieder alternativ zu dem, was die europäische Union vorgibt. Die Funktionäre jener Union erklärten in den 60er Jahren, dass die Landwirtschaft in eine Agrarindustrie umgewandelt werden müsse. Damit begann der Anfang vom Ende vieler französischer Dörfer, begann die Zeit, da sich unser Nachbarland dramatisch veränderte. Ein Prozess, den wir übrigens überall in Westeuropa feststellen können.

Dazu liest man am besten Sylvain Tesson's Buch „Auf versunkenen Wegen“. Der weltreisende Autor ist nach einem schweren Unfall – quasi als Reha-Maßnahme – zu Fuß von den Alpen an der italienischen Grenze bis in die Normandie gelaufen. Auf alten Pfaden ist er marschiert und berichtet von einem dramatischen Wandel seines Heimatlandes. Sterbende oder schon verlassene Dörfer säumen seinen Weg. Er beschreibt eine Provence, die höchstens in den Köpfen der Touristen ein südliches Arkadien ist. Eine hoffnungslose Mitte schließt sich an, menschenleer und einsam ist die Auvergne. Weiter auf seinem Weg Richtung Normandie meidet er die großen Städte und beschreibt mein geliebtes Frankreich mit Augen, wie ich es noch nie gesehen habe. Für mich war die Auvergne und das Massiv Central bei meinen Reisen eine Region, die der Natur noch unendlich Raum bot, ein Labsal für die Seele der doch so zersiedelten alten Bundesrepublik. Nochmals auf den Autor Tesson zurückkommend, er teilt die Dörfer auf seiner Reiseroute ein in solche, die einen Eintrag im Michelin Führer haben, und in jene, die eben keinen Platz darin erhalten haben. Die Franzosen lieben das Wort „hyper“, dass natürlich eine Steigerung des „super“ sein soll. Denken Sie nur an all die Werbeschilder, die mit diesem Superlativ ausgestattet sind. Für jene Dörfer, die keinen Eintrag im Hotel- und Gourmetführer erhalten haben, die sozusagen im Nirgendwo liegen, haben die Pariser Funktionäre das Wort ‚hyper-rural‘ erfunden, was praktisch einer Sterbeurkunde gleichkommt. Wenn die kleine Bäckerei um 10 Uhr längst kein Baguette mehr hat und die Regale im kleinen Dorfladen so kärglich mit Waren ausgestattet sind, dass man sich an die ehemaligen DDR-Zeiten erinnert fühlt, kann man erkennen, welche Stunde für den Ort geschlagen hat. Ein paar Kilometer weiter ist nach der Gebietsreform eine kleine Stadt das Zentrum, in deren Mitte aber das Ladensterben seine Fortsetzung findet. Kebab, einen Tattooladen und ein Nagelstudio gibt es noch. Scheinbar stirbt man in Frankreich in Schönheit. Empfangen aber wird man am Stadtrand, wie bei uns, von seelenlosen Kästen, Gewerbegebieten, die für die Versorgung aus dem Boden gestampft wurden. Wer die negativen Auswirkungen der Globalisierung hautnah erleben will, fahre über Land.

Die Provinz ist auch der Ort, an dem Pierre Lemaitre seinen neuen Roman „Drei Tage und ein Leben“ spielen lässt. In einem Städtchen, ein paar Tage vor Weihnachten, erschlägt ein Zwölfjähriger einen kleinen Jungen aus purer Verzweiflung im nahegelegenen Wald. Der Orkan Lothar sorgt dafür, dass das Verbrechen nicht aufgeklärt wird. Aber kann ein Zwölfjähriger ein Mörder sein? Wir erfahren im Lauf der Geschichte sein weiteres Leben, das natürlich immer von dieser Tat überschattet wird. Als Leser werden wir mehr und mehr zum Mitgefühl für den Täter verleitet. Lemaitre beschreibt sehr genau die sozialen Strukturen einer Kleinstadt, in der die Wirtschaftskrise Einzug hält. Die Kunst des Autors ist es, dabei aber nie die Spannung zu verlieren und damit den Leser zu fesseln.

Wir Deutsche befinden uns in einer rasanten Armutsspirale, die Franzosen sind dort längst angekommen. Die Armut nimmt vielen Franzosen die von mir so bewunderte Leichtigkeit. Es gibt sie aber noch, die unverzichtbare Bar, die den Mechaniker und den Bankangestellten für den Augenblick eines kleinen Kaffees an der Theke auf die gleiche Ebene stellt. Auch in den einfachen Restaurants, in denen die Monteure sitzen und die krawattentragenden Versicherungsagenten, kann man das „égalité“ bei einem einfachen aber ehrlichen Menü noch spüren. Für den Außenstehenden ist es auf dem Land gar nicht so einfach, ins Gespräch zu kommen und schon überhaupt nicht möglich, dieses auf politische Bahnen zu lenken. Zu groß ist die Wut auf die Zentralregierung. Die Gefühlslage der Menschen wechselt zwischen Resignation und Verzweiflung. Auf Le Pen und den Front National angesprochen habe ich noch immer den stereotypen Satz eines Bäckers im Kopf: „Nein, wir sind keine Faschisten, aber...“

„Wo die Not am größten, wächst das Rettende auch.“ Viele junge Franzosen nehmen auf dem Land ihr Schicksal selbst in die Hand. Sie bewirtschaften den fast schon aufgegebenen Hof der Eltern auf ganz andere Art, jenseits des Agrarwahns, ökologisch. Ein Architekturstudent aus Paris, der zurückgekehrt ist zu den elterlichen Weinbergen und nun statt Masse Klasse produziert. Mitten auf dem Land lockt ein Schild mit dem Hinweis auf Ziegenkäse zum Abzweigen auf einen Feldweg, der zu einem Hof führt. Ein junges Paar ist ausgestiegen, lebt nun im Rhythmus einer großen Ziegenherde, um wunderbaren Chèvre herzustellen. Überall eine neue Generation, die nicht etwa durch politischen Protest, sondern durch ihr alternatives Handeln aufbegehrt. Sie wollen es nicht

hinnehmen, dass die französische Provinz zu den Verlierern des zügellosen Kapitalismus zählen soll.

Natürlich ist die Frage berechtigt, wann denn endlich Paris ins Spiel kommt. Während meiner Zeit als Zivildienstleistender habe ich meinen Jahresurlaub genommen, um mehrere Wochen in Paris zu verbringen. Die Großmutter eines Freundes war Concierge in einem Mietshaus ganz in der Nähe der Champs-Élysées. Oben, wirklich über den Dächern von Paris, hatte ich eine zwar jämmerliche Dachstube, aber ich war selig. Glücklicherweise auch, um von einer unglücklichen Liebe zu Hause Abstand zu nehmen. Mein damaliger Polyglott Reiseführer riet zwar, nicht alleine in die Stadt der Liebe zu fahren, sonst würde man dies auch bleiben. Der Reiseführer, würde ich mal sagen, hatte fast recht. Ach, wie war das herrlich in Paris. Morgens in der Bar zum Café Noir eine filterlose Gauloise zu rauchen, dann zu den Bouquinisten an der Seine schlendern, nach den Spuren von Beauvoir und Sartre in den Caféhäusern im Quartier Latin zu suchen, alle Museen bis auf den letzten Winkel zu erkunden und dann die Nächte bei Rotwein im Viertel Montmartre zu verbringen. Was für eine Metropole, die damals noch immer den intellektuellen Diskurs in Europa bestimmte. Doch bereits Ausgang der 70er bekam die Fassade Risse. Die alten Markthallen mussten leider dem exzeptionellen Centre Pompidou weichen, mehr als ein Wermutstropfen, für ein außergewöhnliches Museum ein so bedeutendes Stück des alten Paris zu opfern. Vom Eiffelturm aus konnte man damals einen unglaublichen Bauboom sehen, der auch jene Viertel entstehen ließ, die Platz boten, für den nicht enden wollenden Zustrom an Menschen aus den ehemaligen Kolonien. Viertel, in denen der Teufelskreislauf von Chancenlosigkeit und Armut Einzug hielt. Jene Viertel, in denen auch vor ein paar Jahren, vielleicht aus purer Verzweiflung, Autos brannten. Natürlich habe ich dies damals noch nicht so gesehen. Ich gab mich meiner Illusion hin, bin dem Klischee meiner Wunschvorstellung erlegen. Ich war Tourist auf der Suche, nein, nicht der verlorenen Zeit, sondern dem noch nicht verblichenen Geist der 68er. Gleichzeitig reizte mich die Zeit des 19. Jahrhunderts, als Paris in der Kunst und der Literatur der Nabel der Welt war. Noch heute verdanke ich es diesem Aufenthalt in der französischen Metropole, dass ich Schriftsteller wie Flaubert, Balzac und Zola für mich entdeckt habe. Der französische Roman des 19. Jahrhunderts beschreibt ungeschminkt die Konflikte, die die Moderne mit sich brachte. Romane wie Flauberts „Madame Bovary“ oder Zolas „Nana“ haben bis heute nichts von ihrer Strahlkraft

verloren. Genauso wie die Bilder von Monet oder Renoir für mich immer noch eine Revolution in der Malerei bedeuten und dabei eine ungeahnte Lebensfreude ausstrahlen.

Auch wenn die Pariser das Monstrum des Eiffelturms nach der Weltausstellung 1889 am liebsten wieder losgeworden wären, steht es heute als historisches Monument symbolhaft für die Hochzeit der Grande Nation. 100 Jahre nach der Französischen Revolution erbaut, ist der Eiffelturm mit rund 7 Millionen Besuchern im Jahr sicher das meistbesuchte Bauwerk der Welt und auch Frankreichs größter Touristenmagnet. Diese Konstruktion aus Stahl belegt aber auch, wie sehr diese Stadt von der glorreichen Vergangenheit lebt und dabei vielleicht ein wenig die Gegenwart und vor allem die Zukunft vergessen hat. Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert ist wohl mit dem Nationalsozialismus in seiner Schrecklichkeit einzigartig. Doch auch Frankreich musste in den letzten 100 Jahren seinen Absturz erleben und verarbeiten. Noch einmal möchte ich ein Buch von Pierre Lemaitre in die Hand nehmen. In dem Roman „Wir sehen uns dort oben“, für den er 2013 den Prix Goncourt erhalten hat, beschreibt er die Zeit in Paris kurz nach dem Ersten Weltkrieg. Eine Siegernation, die wahrlich auch zu den Verlierern gehörte. Kriegsversehrte, die durch die Hauptstadt irrten, Hunger, Not und bittere Armut der einfachen Städter und natürlich Kriegsgewinnler auf der anderen Seite prägen diesen großartigen Roman. Zu Recht bezeichnen die Historiker den Ersten Weltkrieg als die Urkatastrophe für Europa im 20. Jahrhundert. Wie schwach Frankreich geworden war, trotz des Versailler Vertrags, zeigte sich auch daran, dass die Nation 20 Jahre später dem Einmarsch der Nazis nichts entgegenzusetzen hatte. Während wir nach dem Zweiten Weltkrieg unser blaues Wirtschaftswunder vorantrieben, erlebten die Franzosen den Zerfall ihres Kolonialreiches. Der Algerienkrieg dauerte von 1954 bis 1962 und ist bis heute in Frankreich eine offene Wunde, was die gegenwärtige Beschäftigung mit dem Thema in einer Vielzahl neuer Romane unterstreicht.

Deutsche und Franzosen haben nicht nur eine gemeinsame, wenn auch meist schwierige Vergangenheit, wir haben auch die Chance auf eine bessere Zukunft. Wie sehr begrüßten die deutschen Dichter und Denker die Französische Revolution – zunächst – bevor sie anfang, ihre Kinder aufzufressen. Wie sehr waren die deutschen Geistesgrößen fasziniert von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Begeistert davon, selbst noch immer in kleine, absolutistische Fürstentümer unterteilt und von einem Standesdenken unterdrückt, das kaum dem Mittelalter entwachsen war. Verzeihen Sie es mir jetzt, wenn ich ein wenig

zum Agitator werde, aber noch heute sind diese drei Begriffe so stark, dass sich die Mächtigen der Welt davor fürchten. Diese postulierten Forderungen dulden keinen Fremdenhass, wenden sich gegen Grenzen, die wachsende Armut und die ungleichen Bildungschancen in Europa. Ausrufezeichen.

Als in Deutschland die Revolution scheitert, ist es nicht nur Heinrich Heine, der in Paris ein Exil findet. Als der für mich wichtigste deutsche Lyriker sang er sein Loblied auf Frankreich, just zu der Zeit, als der preußische Militarismus einen Feind brauchte und diesen im Franzmann fand. Was für ein doppeldeutiges Verhältnis - Frankreich als Vorbild und zugleich als Feindbild - und das parallel und wechselnd in der Geschichte, je nach der politischen Großwetterlage. Der Nationalismus, die Überhöhung der eigenen Nation, hat Europa auf einen Tiefpunkt gebracht, der letztendlich in zwei schrecklichen Weltkriegen mündete. Ich frage mich bestürzt mit Blick auch auf unser Wahlergebnis, wie überall das Gespenst des Nationalismus seine Wiedergeburt findet. Sind wir tatsächlich so geschichtsblind? Nun nehme ich ein Buch in die Hand, das ein Deutscher geschrieben hat. Falsch, ich müsste sagen, das von einem frankophilen Europäer verfasst wurde. Am liebsten würde ich seine Erinnerungen, „Die Welt von gestern“, zur Pflichtlektüre für jeden Europaskeptiker erklären. Mitten in der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs und kurz vor seinem Freitod im brasilianischen Exil schrieb er dieses Plädoyer für ein gemeinsames Europa. Dichter und Denker, aber auch weitsichtige Politiker wie Walter Rathenau sahen in der Weimarer Republik, für Deutschland und Frankreich, die Zukunft nur in der Partnerschaft der beiden Nationen. Es sollte noch einmal anders kommen, resümierte der resignierte Stefan Zweig. Und doch brauchten Charles de Gaulle und Konrad Adenauer nach dem Krieg nur noch die reifen Früchte ernten, die Stefan Zweig und auf französischer Seite der Nobelpreisträger Romain Rolland, aber auch viele andere säten. Hätten die beiden Nachkriegsstaatsmänner damals ein wenig mehr auf ihre Vordenker gehört, anstatt nur auf die Wirtschaftsbosse, wer weiß, vielleicht würde die Union der Europäer heute nicht so sehr in Zweifel gezogen. Doch in den politisch muffigen 50er Jahren mussten die beiden Nationen erst mal wieder auf die Beine kommen. Das Zauberwort Wohlstand sorgte für das Primat der Ökonomie. Gut, dass die 68er kamen und mit dem Muff unter den Talaren von 1000 Jahren aufräumten. Leider war ich damals erst 10 Jahre alt, zu jung um mit auf die Straße zu gehen. Aber Jahre später Jean-Paul Sartre und Albert Camus zu entdecken und zu sehen, dass ihre Bücher noch immer eine große Anziehungskraft hatten, waren die Keimzelle

meiner Frankreichliebe. Während auf deutscher Seite die Studenten diffamiert, verprügelt oder gar ermordet wurden, zeigte Frankreich mit einem einzigen Satz des konservativen Charles de Gaulle sein viel demokratischeres und vornehmeres Kultur- und Politikverständnis. Auf das Drängen, Jean-Paul Sartre doch endlich zu inhaftieren, antwortete der Staatspräsident: „Einen Voltaire verhaftet man nicht“. Eine Revolution gelang den Studenten nicht, aber nach und nach setzte sich mit dem berühmten Gang durch die Institutionen bei uns eine Politik durch, mit einem Selbstverständnis gewachsener freiheitlicher Demokratien und dabei war Frankreich sicher ein guter Lehrmeister. Dies so schätzenswerte Gefühl von Freiheit und Sicherheit wird heute leider in beiden Ländern mehr und mehr in Frage gestellt. Das Primat der Ökonomie, hier wie dort mit seiner Abwärtsspirale der Armut, der Chancenlosigkeit und der direkte Angriff der Rechten auf dieses freiheitliche Denken jener Zeit, stellen die deutsch-französische Partnerschaft auf eine schwere Probe.

Für diesen Abend habe ich im Burgund extra noch einmal eine Portion Frankreich getankt und möchte mit einem Eindruck meine Ausführungen beenden. Mehr als 40 Jahre bereise ich jetzt dieses Land und war fast in jeder Region. Mit den Jahren bemerkte ich eine stetige Veränderung, der ohnehin vorhandenen Gastlichkeit des Landes. Es begann mit Reserviertheit, die in Neugierde überging, aus Respekt für uns Deutsche wurde Wertschätzung. Wer mit offenem Herzen nach Frankreich reist, wird dort heute Freunde finden. So wie ich in Metz einen jungen Rockmusikenthusiasten fand. In einem kleinen Plattenladen in einer Seitenstraße hingen einige Plakate – ich traute meinen Augen kaum – mit deutschen Bands aus den 70ern: Birth Control, Kraan, Amon Düül und Tangerine Dream. Als ich den jungen Mann, der übrigens aussah wie ein Musiker jener Zeit, ansprach und ihm erzählte, dass ich all diese Bands live erlebt habe, blickte er mich neidvoll und mit offenem Mund an und antwortete, dass der deutsche Krautrock der Höhepunkt der Rockgeschichte sei.

Thomas Mahr